

Wenn ein Netz fehlt

Frau N. lebte mit ihrem Mann und der gemeinsamen Tochter während 13 Jahren in Kenia, wo er als Verantwortlicher für ein Projekt seines Arbeitgebers tätig ist. Ihre Tochter wurde dort geboren und besuchte die Schule. Vor zwei Jahren trennte sich das Paar. Herr N. blieb in Kenia, Frau N. reiste mit ihrer Tochter in die Schweiz zurück. Ursprünglich aus Deutschland, hatte sie vor ihrer Ehe einige Jahre in der Schweiz gewohnt und gearbeitet. Mit der Rückkehr in die Schweiz rechnete sie sich grössere Chancen aus, mit ihrem beruflichen Hintergrund und ihren Erfahrungen wieder Fuss fassen zu können. Trotz der kulturellen, sprachlichen und schulischen Eingewöhnungszeit gelang es der Tochter rasch, sich zu integrieren. Sie ist eine gute Schülerin und hatte den Übertritt ins Gymnasium geschafft.

Als Frau N. sich zu einem Beratungsgespräch bei **frabina** anmeldete, ging es ihr sehr schlecht. Vor einem halben Jahr war bei ihr eine Krebserkrankung diagnostiziert worden. Nach mehreren Chemotherapien musste sie sich zu einer Operation entscheiden, die innerhalb der kommenden zehn Tage durchgeführt werden sollte. Die grösste Sorge war für Frau N., wie ihre Tochter mit der Situation umgehen könnte. Die Furcht vor der lebensbedrohenden Krankheit brachte für beide, Mutter und Tochter, die frisch erarbeitete Stabilität ins Wanken, die Zukunftspläne waren gefährdet. Sie mussten sich damit auseinandersetzen, wo die Tochter leben würde, falls Frau N. nicht mehr für sie sorgen könnte. Im Gespräch ging es darum, wie dem Mädchen längerfristig geholfen werden könnte, wo es Unterstützung in seinen Sorgen und Nöten finden könnte und ganz konkret, wie sie während des Spitalaufenthaltes der Mutter betreut werden sollte. Die Familie hatte kein familiäres Umfeld in der Schweiz, ein Freundeskreis, dem sie Vertrauen schenken konnten, bestand noch nicht in der Form, dass dieser die schwierige Situation hätte auffangen können. Obwohl für Frau N. das Wohl ihrer Tochter an vorderster Stelle stand, hatte sie Mühe mit der Vorstellung, sich Hilfe von offizieller Seite zu holen. Die Schule, die das Mädchen besuchte, war zwar über die Erkrankung der Mutter informiert, ging jedoch davon aus, dass die Betreuung der Tochter gesichert war. Frau N., die eine Stelle im öffentlichen Dienst angenommen hatte, fürchtete sich, die Lage der Familie im vollen Umfang transparent zu machen. Sie war seit Monaten bei ihrem Arbeitgeber krankgeschrieben. Aus Angst vor einem Stellenverlust hatte sie darauf verzichtet, weitere Unterstützung bei ihrer Wohngemeinde anzufordern. Obwohl die Tochter bereits 15 Jahre alt war, war es klar, dass diese gerade wegen der momentanen psychischen Belastung zumindest einen minimalen Betreuungsrahmen benötigte. Frau N. selber befand sich am Rande ihrer psychischen und physischen Kräfte. Immerhin konnte sie sich mit einer Nachbarin absprechen, dass das Mädchen während des Spitalaufenthaltes regelmässig zum Mittag- und Abendessen kommen konnte.

Einige Wochen später meldete sich Frau N. wieder auf der Beratungsstelle. Die Operation sei gut verlaufen und sie besuchte die nötigen Therapien. Sie teilte mit, dass sich die Tochter gut organisiert hätte und wohlauf sei. Die Beraterin von **frabina** bot ihr an, gemeinsam mit ihr familiäre Beratung und Unterstützung während der Rekonvaleszenz zu suchen, auch um das Erlebte aufarbeiten zu können. Frau X. verzichtete darauf.

Die Situation zeigt, wie schwierig es häufig für migrierte Familien ist, im Notfall auf ein gewachsenes Umfeld zurückgreifen zu können. Wohl steht ein professionelles und öffentliches Angebot zur

Verfügung. Bei einem Ereignis wie dem beschriebenen, das die Lebenssituation einer Familie stark erschüttert, wäre ein vertrautes Netz besonders wichtig.